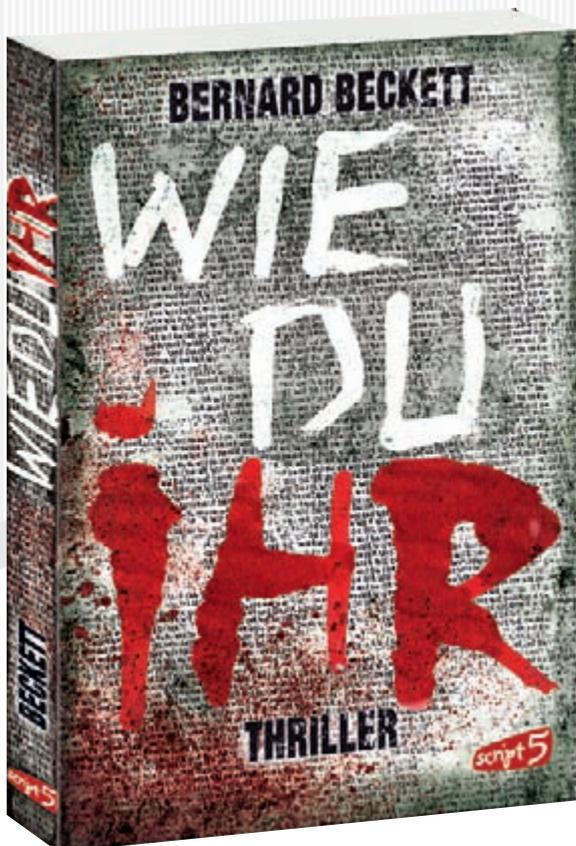


## Bernard Beckett

# Wie du ihr



aus dem Englischen übersetzt  
von Christine Gallus  
Klappenbroschur mit Lesezeichen,  
184 Seiten, 14,0 x 21,5 cm, Januar 2011  
12,00 EUR [D] 12,40 EUR [A], 18,90 CHF  
ISBN 978-3-8390-0124-0

[www.script5.de](http://www.script5.de)  
[www.facebook.com/script5](https://www.facebook.com/script5)

*Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.*

# 1

15. April

Als ich sieben war, habe ich dem Lehrer mal die Kreide geklaut. Ich brauchte sie für ein Spiel. Ein Mädchen aus meiner Klasse namens Susanna verpetzte mich und zur Strafe musste ich in der Mittagspause drinnen bleiben. An diesem Nachmittag habe ich zum ersten Mal in meinem Leben die Schule geschwänzt. Ich habe Susannas Adresse im Telefonbuch nachgeschlagen und bin zu Fuß zu ihr nach Hause gegangen. Als ich sicher war, dass keiner da war, habe ich ihre beiden Kaninchen erwürgt. Danach ging es mir besser.

Man schickte mich zu einem Kinderpsychologen. Er diagnostizierte einen stark ausgeprägten Racheinstinkt. Ich weiß noch, dass es viele Gespräche gab und ich Bilder malen sollte. Irgendwann erklärte er dann, die Therapie sei erfolgreich abgeschlossen. Aber das war leider falsch.

Gestern Abend habe ich den Arzt gesehen und wusste sofort, was ich tun musste. Ich habe keine Wahl. Ich werde ihn töten. Ich habe ihn nur kurz auf der Station gesehen. Er hat so getan, als wäre er ein ganz normaler Arzt. Als könnten die Risse, die beim Erdbeben entstanden sind, seine Vergangenheit verschlucken.

Am liebsten hätte ich ihn so lange angestarrt, bis er sich umdreht und die Mordlust in meinem Blick entdeckt hätte. Dann hätte er vielleicht etwas von der Angst gespürt, die er verdient. Doch das ist sein Revier und ich bin nicht dumm. Meine einzige Waffe ist die Überraschung. Und weil ich das weiß, konzentriere ich mich darauf zu überleben.

Wenn mich jemand vor zwölf Tagen gefragt hätte, was Überleben bedeutet, hätte ich es nicht sagen können. Ich weiß, dass es zwölf Tage waren, weil es der Nachrichtensprecher in Lewis' kleinem Plastikradio gesagt hat. Lewis liegt im Bett gegenüber. Aber er ist fast nie da. Er wandert den ganzen Tag barfuß den klebrigen Fußboden der Station rauf und runter. In unruhigen Zeiten wie diesen steht Putzen ganz unten auf der Liste. Während er mit einer Hand das Radio ans Ohr presst, fummelt er mit der anderen am Eingriff seiner Schlafanzughose herum. Als wollte er allen zeigen, wie wenig ihm noch geblieben ist. Vielleicht tut er auch nur so, genau wie ich. Nur aus einem anderen Grund.

Zwölf Tage seit dem Erdbeben. Die Plünderungen sind endlich unter Kontrolle, wenn es stimmt, was sie im Radio sagen. Die Straße nach Norden ist wieder befahrbar, allerdings nur für offiziellen Verkehr. Und der Flugplatz kann möglicherweise nicht wieder aufgebaut werden. Man könnte mich also gar nicht besuchen kommen, selbst wenn jemand wüsste, dass ich hier bin. Es gibt immer noch keinen Strom, bis auf die Notstromaggregate. Die offizielle Anzahl der Toten beträgt siebenhundertdreiundzwanzig.

Dann schlurfte Lewis weiter den Flur entlang, wo ich ihn nicht mehr hören konnte, und ließ mich mit meinen Gedanken allein.

Zwölf Tage. Fünf Tage davon war ich auf jeden Fall draußen in

den Bergen, das weiß ich noch. Und heute ist der zweite Tag hier drin, an dem ich die Pillen nicht mehr nehme, die sie mir auf dem klapprigen Rollwagen bringen. Fehlen fünf Tage. Tage, in denen ich draußen auf der Weide lag, ehe sie mich gefunden haben. Oder bewusstlos hier drin mit Millilitern des Vergessens, die mir Tropfen für Tropfen ins Blut flossen. Genug Zeit für den Arzt, um Pläne zu schmieden und Ausreden für die Medikamente zu erfinden, von denen er glaubt, dass er sie mir verabreicht. Aber ich habe jetzt meine eigenen Pläne. Kaninchenpläne. Rachepläne. Pläne, die aus dem Überleben wieder Leben machen werden.

## 2

Eigentlich wollte ich den Outdoorkurs gar nicht mitmachen. Mum hielt nicht viel davon. »In der elften Klasse sind andere Kurse wichtiger«, sagte sie. Aber ich wusste, dass ihr vor allem die zusätzlichen Kosten Sorgen machten. Damals hatten wir noch keine Ahnung, wie hoch der Preis tatsächlich sein würde.

Mr Camden hat mich angelockt. So wie er das schon seit fünfzehn Jahren tut. Am Ende des zehnten Schuljahrs fand eine Informationsveranstaltung statt, bei der sämtliche Kurse vorgestellt wurden, die wir in der elften Klasse belegen konnten. Die meisten Lehrer schlurften zum Pult und nuskelten Sachen ins Mikrofon, an die sie ganz offenkundig selbst nicht so recht glaubten. Von wegen »Mathematikkarriere« und so. Es war also nicht schwer für Mr Camden, Eindruck zu machen.

Er stellte sich vor uns hin und strahlte übers ganze Gesicht, als wären wir der Grund, warum er am Leben war. Ich sah, wie einige Lehrer hinter ihm die Augen verdrehten. Aber er bemerkte es nicht. Und falls doch, war es ihm egal. Mr Camden ist groß und schlank und läuft das ganze Jahr in kurzen Hosen herum, als wollte er damit irgendetwas beweisen. Es sind einfache, praktische Shorts – er ist kein Mensch, der die Dinge unnötig kom-

pliziert. Ich schätze, er ist ungefähr fünfzig. Hoffentlich sehe ich mit fünfzig auch so aus – mit einem Gesicht voller interessanter Falten und mit Augen, die einen immer noch fesseln können. Augen, die mit jedem Bestandteil des Kurses, den er uns vorstellte, noch heller leuchteten: Kajak fahren, Zivilschutz, Erste Hilfe, Wassersport. Dagegen hatte Infinitesimalrechnung keine Chance.

Bei seiner Präsentation steuerte er zielstrebig auf einen Höhepunkt zu: die alljährliche mehrtägige Exkursion, an der alle Kursteilnehmer teilnahmen. An diesem Punkt wedelte er wie ein Fluglotse mit den Armen und vor lauter Aufregung hatte er in seinen Mundwinkeln Spucke. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder wurde man von Mr Camdens Begeisterung angesteckt oder man fand ihn einfach nur lächerlich. Für mich kam sein Angebot genau zum richtigen Zeitpunkt.

Damals war ich sechzehn und langweilte mich. Ich hatte das Gefühl, als würden die Jahre einfach über mich hinwegbranden. Ich sehnte mich nach etwas Neuem. Mr Camden und seine bescheuerte Begeisterung kamen wie gerufen. Ich trug mich noch am selben Abend für den Kurs ein.

## 3

16. April

Hier ist mein Platz zum Schreiben. Ich hab ihn gestern zufällig entdeckt. Es war zwar riskant herumzulaufen, aber ich habe es einfach nicht mehr länger im Bett ausgehalten. Mit diesem unerträglichen Gefühl, meine Zeit zu verschwenden und nur darauf zu warten, dass er wiederkommt. Als ich aufstand, hat mir alles wehgetan. Ich muss wirklich schwer verletzt gewesen sein. Viel schwerer, als ich dachte. Wenn ich mich zu weit vorbeuge, habe ich solche Schmerzen im Rücken, dass ich mich kaum noch bewegen kann. Ich spüre bei jedem Atemzug meine Rippen und mein Körper ist mit blauen Flecken übersät, die allmählich verblassen.

Von meinem Bett aus sehe ich den Flur und ich habe die anderen Patienten vorbeilatschen sehen. Es gibt viele verschiedene Arten, verrückt auszusehen. Ich habe meine eigene entwickelt. Ich gehe so gebeugt, wie das mit meinem Rücken geht, und taste mich mit winzigen Schritten vorwärts. Mein Mund steht offen, sodass mir die Spucke über die Unterlippe läuft. Bei den Augen muss ich am meisten aufpassen, damit sie mich nicht verraten. Es ist schwer, mit leerem Blick herumzulaufen, anstatt ihn auf irgendetwas zu richten. Zum Glück habe ich herausgefunden, dass

sich ein Tränenfilm bildet, wenn man möglichst wenig blinzelt. Das hält die Welt auf Abstand.

Obwohl es im Moment nicht so aussieht, als würde mich irgendjemand aufmerksam beobachten. Vermutlich ist das nur eine provisorische Station – viele Dinge scheinen hier nur halb fertig zu sein. Die Ärzte und Schwestern wirken zerstreut. Als könnten sie es kaum erwarten, zu wichtigeren Dingen zurückzukehren. Die wenigen Pflegekräfte, die überhaupt hier sind. Manchmal ist es schwer, eine Krankenschwester zu finden, und wenn, dann sind sie immer in Eile und sehen müde aus. Wahrscheinlich ist das im Moment überall so. Wegen des Erdbebens. Das macht die Sache einfacher für mich. Nur vor dem Arzt muss ich mich in Acht nehmen. Soweit ich weiß, kommen die Ärzte immer nur einmal am Tag, meistens abends oder nachts, und machen hastig ihre Runden.

Also habe ich angefangen herumzulaufen. Es tut so gut, aus diesem Zimmer herauszukommen, dass ich mich beherrschen muss, um nicht zu lächeln. Ich wandere den Flur entlang und drehe eine Runde durch die Station. Am Schwesternzimmer vorbei, dann zu den Toiletten, durch den Aufenthaltsraum, in dem die Besucher sitzen und so tun, als würden sie den durchdringenden Uringestank nicht riechen. Und krampfhaft versuchen, nicht auf den laufenden Fernseher zu starren. Weiter zu den Zimmern, an deren Türen Schildchen mit unseren Namen hängen, falls wir sie vergessen haben. Auf meinem Schild steht »Chris«. Den Namen hat sich irgendein Arzt oder eine Schwester für mich ausgedacht und ich werde mich hüten, ihnen etwas anderes zu sagen. Gar nichts werde ich ihnen sagen. Ich laufe einfach nur den ganzen Tag durch die Gegend und sehe mich um, denn das ist besser, als nichts zu tun.

Bei meiner dritten Runde kehrte ich nicht zurück. Es war, als wollte ein Teil von mir davonlaufen. Und alles zurücklassen. Eine Telefonnummer wählen, reden, eine vertraute Stimme hören und einfach alles stehen und liegen lassen. Ich ging durch die große Glastür, als wäre ich überhaupt kein Patient, sondern irgendein Typ, der die Stromleitungen überprüft und zufällig einen Krankenhauspyjama trägt. Am verwaisten Empfangsschalter und am Aufzug neben dem Treppenhaus vorbei. Obwohl ich genau wusste, wie gefährlich mein Verhalten war, fühlte ich mich mit jedem verbotenen Schritt leichter. Aber viel weiter kam ich nicht. Das Schicksal ließ mich nicht gehen.

Ich kam zu einer interessant aussehenden Tür, in der sich ein kleines Glasfenster befand. Als ich durchsah, konnte ich kaum etwas erkennen, weil der Raum dahinter nur schwach beleuchtet war. Verwundert stellte ich fest, dass sie unverschlossen war, und ging durch einen kurzen dunklen Korridor, bis ich vor einer unverputzten Betonwand stand. Ich stand einfach nur da und atmete den feuchten, muffigen Geruch ein, während ich mir vorstellte, irgendwo anders zu sein. Nirgendwo zu sein. Einen kurzen Moment lang entspannte ich mich.

Von dem Gang gingen noch zwei weitere Türen ab. Auf einer Tür stand »Putzraum«. Sie war verschlossen. Auf der anderen stand »Heizung«. Als ich sie öffnete, stand ich hier in diesem Raum. Es ist kein richtiger Heizungskeller, sondern nur ein Raum, in dem sich die Ventile und Schalter für die Heizung in diesem Teil des Krankenhauses befinden. Ein kleiner, stickiger Raum, der gerade groß genug ist, dass sich jemand, der nach der Heizung sieht, darin bewegen kann. Mit einem Klappstuhl drin. Vielleicht bin ich nicht der Einzige, der sich hierher verzieht. Der Raum erinnert mich an einen Schrank bei uns zu Hause, in dem

ich mich als Kind immer verkrochen und gemalt habe. Das hat mich auf die Idee mit dem Schreiben gebracht. Ich hatte gesehen, dass im Wartezimmer ein Notizbuch lag, und kehrte zurück, um es zu holen. Nachdem ich im Empfangsbereich einen Kugelschreiber aufgetrieben hatte, verbarg ich beides unter meiner Pyjamajacke und kam hierher zurück. Ich bin mir sicher, dass mich keiner gesehen hat.

Sobald ich mit Schreiben angefangen hatte, flossen die Worte nur so aus mir heraus. Ein Schwall voller Erinnerungen und Erleichterung. Alles aufzuschreiben wird mir helfen, nicht den Verstand zu verlieren, solange ich hier ausharren und seinen Tod planen muss. Und es wird mir helfen, meine Erinnerungen zu ordnen, die immer noch verschwommen sind. Weil die Medikamente sie zu Matsch gemacht haben.

Und es gibt noch einen Grund, warum ich all das aufschreibe. Das ist mein Beweismaterial, falls mein Plan misslingt. Ich werde an meine Schule einen Brief mit meinem Namen drauf schreiben. Sollte ich nicht mehr zurückkehren, wird hoffentlich jemand den Brief öffnen. In dem Brief wird stehen, wo ich die Notizen versteckt habe. In dem Hohlraum, der sich hinter einer Platte in der Wand befindet. Die Platte ist sehr schwer, aber man kann sie verschieben. Und dort verstecke ich das Notizbuch immer, wenn ich weggehe. Wenn ich alles aufschreibe, was passiert ist, dann besteht zumindest noch die Chance, dass die Welt erfährt, was er getan hat. Falls ich es nicht schaffe, ihn zu töten. Auch wenn das nur ein schwacher Trost wäre. Viel schlechter als die erste Möglichkeit. Und deshalb will ich jetzt gar nicht darüber nachdenken.

Vielleicht sollte ich noch erzählen, dass ich nicht weiß, wie ich hierhergekommen bin. Ich erinnere mich an die fünf Tage nach dem Erdbeben draußen in den Bergen. Aber die gehören zu der

Geschichte mit dem Arzt und deshalb werde ich sie an einer anderen Stelle aufschreiben. Eins nach dem anderen. An das, was danach passiert ist, habe ich so gut wie keine Erinnerung. Im Grunde kann ich nur raten. Jemand muss mich gefunden und ins Krankenhaus von Palmerston North gebracht haben, das einzige Krankenhaus in der Nähe, das noch stand. Ich war verletzt, erschöpft, dehydriert und stand wahrscheinlich unter Schock. Aber auf meiner Station liegen keine Patienten mit physischen Verletzungen. Wo ich liege, werden psychisch gestörte Patienten behandelt. Der Arzt muss mich gesehen haben, als sie mich brachten. Er muss überglücklich gewesen sein, dass ihm der einzige Zeuge seiner Tat auf diese Weise in die Hände fiel. Wahrscheinlich hat er irgendeine Ausrede erfunden, um mich hierher zu verlegen. Inmitten des Chaos war das bestimmt nicht schwer. Und dann hat er mir einen Medikamentenmix verschrieben, der mir den Verstand rauben sollte. Jedenfalls stelle ich es mir so vor. Ein einfacher Plan oder jedenfalls der erste Schritt, während er in Ruhe darüber nachdenken konnte, was er mit mir anstellt.

Aber irgendetwas muss schiefgegangen sein. Etwas, was ich nicht verstehe. Irgendwie habe ich aufgehört, die Medikamente zu nehmen. Ich weiß nicht, wie. Ich wünschte, ich wüsste es. Die vielen Lücken in meinem Gedächtnis machen mir Angst. Vielleicht war es ein Versehen. Vielleicht sind die Pillen auf den Boden gefallen, als eine Schwester gerade nicht hingesehen hat. Wie auch immer es kam – ich wurde befreit. Es war, als würde ich nach langem, tiefem Schlaf langsam wieder erwachen. Wie wenn man noch halb benommen ist und einem die Umgebung gleichzeitig fremd und bekannt vorkommt. Als hätte ich die ganze Zeit mit offenen Augen geschlafen. Erinnerungsfetzen aus den Tagen in den Bergen kamen zurück und mit ihnen die schrecklichen

Wachträume, immer mit dem Gesicht des Arztes darin. Der Albtraum ist immer noch gegenwärtig. Er lauert unter der Oberfläche meiner Gedanken. Und jedes Mal, wenn sich meine Gedanken bewegen, kommt ein Teil davon zum Vorschein.

Ich weiß noch, wie ich die ganze Nacht wach lag und verzweifelt versuchte, Ordnung in das Wirrwarr meiner Gedanken zu bringen. Ich musste mich beherrschen, um nicht laut loszuschreien. Am Morgen kam die Schwester ins Zimmer und schob ihren Rollwagen mitten durch meine Panik.

»Guten Morgen, stummer Chris«, sagte sie fröhlich, ohne mir in die Augen zu sehen. Als wüsste sie, dass es dort nichts zu sehen gab. »Gut geschlafen?« Sie plapperte munter weiter, während sie mir Puls und Temperatur maß, und währenddessen traf ich meine Entscheidung. Es schien mir einfacher und sicherer zu sein, stumm zu bleiben und nichts von mir preiszugeben. Aber das war gar nicht so leicht. Etwas in mir drin wollte schluchzend zusammenbrechen, sich an sie klammern und ihr alle Fragen stellen, die mich quälten. Sie bitten, mir unmögliche Dinge zu sagen. Dass alles gut werden würde. Doch mein Instinkt hinderte mich daran.

An jenem Abend, nach zwei weiteren Rollwagenbesuchen und zweimaligem Vortäuschen von Schlucken, sah ich den Arzt und wusste schlagartig Bescheid. Mein Instinkt hatte mir das Leben gerettet.

Jetzt spiele ich mein Spielchen weiter. Ich warte auf den richtigen Zeitpunkt und dann werde ich der Welt zeigen, dass Marko Turner nicht so ein Versager ist, wie alle immer gedacht haben. Ich werde es dem Arzt heimzahlen.

## 4

Bei der Exkursion des Outdoorurses sollten wir Neuseeland von Ost nach West in sechs Tagen durchqueren. Mr Camden erklärte uns, dass wir die komplette Tour eigenverantwortlich planen würden. Wir sollten die Route bestimmen, die Risiken abwägen und uns um die Organisation kümmern. Seine Aufgabe war es lediglich, uns zu begleiten und zu beobachten. Wie sich herausstellte, sah die Wirklichkeit dann doch etwas anders aus. Mr Camden ist alles andere als ein passiver Typ und konnte es einfach nicht lassen, unauffällige Hinweise zu geben, Diskussionen zu lenken und uns dezent in die richtige Richtung zu steuern. Wir wollten ihm den Spaß nicht verderben und so hatten wir am Schuljahresende auf wundersame Weise exakt jene Route ausgearbeitet, die sämtliche vorhergehenden Klassen in den vergangenen fünfzehn Jahren beschritten hatten. Wir würden mit dem Bus nach Riversdale und von dort mit dem Fahrrad zu den Ausläufern der Tararua-Berge fahren. Anschließend planten wir drei Tage ein, in denen wir über die Gebirgskette wandern würden. Und zuletzt würden wir noch mit dem Kanu den Otaki River hinunterfahren. Plus ein Tag Reserve. Kinderleicht.

Wir trafen uns am frühen Freitagmorgen, um unsere Fahrräder

auf das Begleitfahrzeug zu verladen und das Essen aufzuteilen, das die meisten Gruppen am Vorabend noch rasch zusammengekauft hatten. Wir waren so gut vorbereitet, wie man nur sein kann, wenn man sich auf den letzten Drücker um alles kümmert. Natürlich hatten wir im Unterricht alles genau besprochen. Aber das war eben nur Theorie. Man brauchte sich nur auf dem Platz vor der Turnhalle umzusehen, um zu erkennen, dass unsere praktischen Fähigkeiten eher bescheiden waren. Vollgestopfte Rucksäcke, die nicht mehr zungen. Herumbaumelnde Ausrüstung, die sich beim ersten Windstoß verselbstständig würde. Schüler, die zum dritten Mal ihre Sachen umpackten und bei jedem Mal vor noch unförmigeren Taschen kauerten. Schwere Kleidung, die sich mit Wasser vollsaugen, und Jacken, die keinem Regenguss standhalten würden.

Bei den Rädern sah es nicht viel besser aus. Ich half beim Beladen des Anhängers, weil ich nervös war und so wenigstens etwas zu tun hatte. Es gab genügend Anzeichen bevorstehender Katastrophen: abgefahrene Reifen, rostige Ketten und Bremskabel, die jeden Moment reißen konnten. Für einen Außenstehenden sah es vielleicht so aus, als hätte man uns schlecht vorbereitet, aber das stimmte nicht. Und vielleicht sah es auch so aus, als wäre uns die bevorstehende Tour völlig egal, aber auch das stimmte nicht. Man musste nur den Gesprächen zuhören, um zu wissen, wie angespannt wir alle waren.

»Trag du das, du Arsch.«

»Ich hab schon das Zelt.«

»Dann sag mir, wo ich das Ding noch hinpacken soll. Überzeug dich selbst, da geht nichts mehr rein! He, was machst du denn da?«

»Das brauchst du nicht.«

»Lass den Scheiß! Ich wühle doch auch nicht in deinen Sachen herum.«

»Mach ruhig. Bei mir wirst du nicht so einen Mist finden.«

»Aber das gehört mir.«

»Und das ist unser Zelt. Oder willst du es etwa hierlassen?«

»Na schön, aber wehe, wenn ich ...«

Wir fühlten alle das Gleiche. Wir fragten uns, was sein würde, wenn wir es nicht schafften, und wem wir dann die Schuld dafür geben würden. Doch keiner von uns ahnte auch nur im Entferntesten, was uns da oben in den Bergen erwartete.

Der Bus kam. Ich sah, wie Jeremy, der für die Buchung zuständig gewesen war, erleichtert aufatmete. Wir waren achtzehn Schüler, die in vier Gruppen unterteilt waren, und Mr Camden. Die anderen drei Erwachsenen fuhren mit dem Auto, er nicht. Er hielt es nicht aus, so weit ab vom Geschehen zu sein. Er sprang als Letzter die Stufen hoch und betrachtete uns strahlend. Er tat so, als zählte er uns, aber das war nicht seine Aufgabe. In Wirklichkeit nutzte er die Gelegenheit, um den Anblick in sich aufzusaugen: Hier saßen sie, seine jüngsten Rekruten. Er spielte gerade mit dem Gedanken, eine seiner kleinen Reden zu halten, und spitzte schon die Lippen, als der Motor mit einem tiefen Brummen ansprang. Wir fuhren ab. Es ging los.

Die Fahrt dauerte gute drei Stunden. Zuerst taten wir so, als wäre es eine stinknormale Busfahrt. Wir hockten neben unseren Freunden, hingen über die Rückenlehnen und diskutierten über Musik. Etwa eine halbe Stunde nach der Abfahrt fanden wir uns instinktiv zu unseren Gruppen zusammen und plötzlich drehten sich die Gespräche um Entfernungen und Mahlzeiten. Angespannte Gespräche, bei denen die Leute vorsichtige Fährten der Schuld legten, falls alles schiefging.

Meine Gruppe war mit Abstand die schlimmste. Theoretisch waren die Gruppen nach Leistungsvermögen eingeteilt worden. Aber seitdem war viel verschoben und getauscht worden. Ich bin eher jemand, der seine Meinung für sich behält. Und so kam es, dass ich von den sozialen Strömungen mitgeschwemmt wurde und schließlich bei der Gruppe der Übriggebliebenen landete.

Offiziell waren wir die »mittelstarke Gruppe«. Wir dachten alle das Gleiche: dass die anderen drei Gruppenmitglieder nicht unbedingt zu den Leuten gehörten, mit denen wir freiwillig sechs Tage unseres Leben verbringen würden. Jonathan lässt sich von allen am einfachsten beschreiben, also fange ich mit ihm an. Er besaß eine spezielle Gabe, die wir alle nur zu gut kannten. Nämlich die Gabe, anderen Leuten auf den Geist zu gehen. Das hört sich noch nicht so schlimm an, aber Jonathan hatte das Nervtöten so perfektioniert, dass es schon beinahe eine Kunst war. Er war wie eines dieser sportlichen Naturtalente, die, ohne groß zu üben, einfach alles können. Jonathan konnte andere kränken, ohne dass er sich anstrengen musste. Als ich ihn zum ersten Mal in Aktion erlebte, war Mr Camden sein Opfer. Gleich zu Anfang des Schuljahrs, zwei Wochen nach Kursbeginn.

Wir machten gerade unsere erste praktische Orientierungsprüfung. Wir sollten eine bestimmte Strecke durch das Kiefernwäldchen hinter der Schule zurücklegen. Ich hatte meinen Test schon einige Tage zuvor absolviert und half Mr Camden am Zielpunkt beim Aufschreiben der erreichten Zeiten. Jonathan tauchte als Erster zwischen den Bäumen auf. Er musste nur noch eine Station abhaken und hatte noch jede Menge Zeit. Er ist ziemlich fit und zu hinterhältig, um dumm zu sein. Sobald er uns entdeckte, hörte er auf zu laufen und schlenderte gemächlich auf uns zu. Als wären wir alte Freunde, die er zufällig bei einem

Waldspaziergang getroffen hatte. Er wusste genau, dass die Stoppuhr immer noch lief.

»Hallo, ihr beiden. Hier, bitte schön.« Er reichte Mr Camden sein Klemmbrett mit dem Blatt, auf dem die Stationen kontrolliert wurden.

»Du musst noch zu einer Station, Jonathan«, ermahnte ihn Mr Camden pflichtbewusst.

»Ich weiß. Aber ich glaube, ich hör hier auf.« Jonathan zuckte mit den Achseln und lächelte.

»Was soll das heißen? ›Ich hör hier auf.‹ Dir fehlt nur noch ein Kontrollpunkt. Du bist so gut in der Zeit, dass du noch eine Eins schaffen kannst! Worauf wartest du?«

»Welche Note bekomme ich denn, wenn ich jetzt aufhöre?«, fragte Jonathan mit Unschuldsmiene. Mr Camden starrte ihn an, als könnte er die Frage nicht einmal ansatzweise verstehen. »Du hast noch drei Minuten für die letzte Station. Dann bekommst du die beste Note. Also los. Beeil dich! Die Zeit läuft.«

»Wenn ich die letzte Station nicht schaffe, bekomme ich immer noch eine Drei, stimmt's?«, fragte Jonathan erneut.

»Mensch, Jonathan! Du kannst die Station von hier aus sehen! Lauf jetzt dahin oder du bekommst überhaupt keine Note.« Und schon saß er in der Falle. Bei Jonathan sah man die Gefahr nicht einmal kommen.

»Aber das geht nicht! Ich werde mich beschweren. Mit einer Drei kann ich gut leben. Drei ist schließlich immer noch befriedigend.« Er tippte auf das Klemmbrett und schlenderte davon, während Mr Camden dunkelrot anlief. Er hat Jonathan das niemals verziehen. Von diesem Tag an pickte er Jonathan immer heraus und versuchte sogar, ihn aus dem Kurs zu werfen. Aber genau das bereitete Jonathan erst recht Vergnügen. So tickt er

nun einmal. Bestimmt nicht der Typ von Mensch, mit dem ich gerne eine lange Wandertour machen würde. Während der Busfahrt habe ich ihn genau beobachtet und mich gefragt, wie lange es dauern würde, bis er meine Abwehrmechanismen durchschaut hatte.

Dann war da Rebecca, die in unserer Gruppe eigentlich nichts zu suchen hatte. Eine Woche zuvor war sie noch in der Elitegruppe gewesen, die vorhatte, die komplette Tour in nur vier Tagen durchzuziehen. Sie war fit und sehr beliebt. Ihr Vater war Sportlehrer an der Uni. Aber selbst Leute wie Rebecca machen Fehler. Eigentlich war sie mit einem Typen namens Shannon Robertson zusammen. Er war zwar nicht in unserer Klasse, aber mit einigen Schülern ihrer Gruppe eng befreundet. Dummerweise hatte jemand gesehen, wie sie am Wochenende mit einem anderen Typen von einer Party verschwand. Shannons Freunde nahmen ihr das ziemlich übel und warfen sie kurzerhand aus der Gruppe. Wir waren ihre Strafe. Wahrscheinlich ist noch mehr passiert, aber meistens bekomme ich solche Geschichten nur halb mit. Ich weiß nur, dass Christina Meade, bei der ich auf der Exkursion einen Annäherungsversuch machen wollte, befördert wurde. Und dass Rebecca, die mir ein bisschen Angst machte, ihren Platz in unserer Gruppe übernahm. Am Anfang der Exkursion war sie ständig hin- und hergerissen. Einerseits hätte sie am liebsten die Führung übernommen und uns gezeigt, was wir alles verkehrt machten. Andererseits war sie immer noch beleidigt und fest entschlossen, ihr Unglück stumm zu ertragen.

Lisa ist schwieriger zu beschreiben. Über sie wusste ich am wenigsten. Ich glaube nicht, dass sie irgendjemanden in der Klasse besonders gut kannte. Sie war erst vor Kurzem von einer reinen Mädchenschule zu uns gewechselt und hatte noch nicht

allzu viele Freunde gefunden. Man konnte nur schwer einschätzen, ob ihre Zurückhaltung davon kam, dass sie neu war, oder ob sie grundsätzlich ein eher stiller Mensch war. Selbst nach zehn Wochen machten die Leute immer noch eine kleine Pause, ehe sie ihren Namen sagten. Als müssten sie kurz überlegen, wie sie hieß.

Und dann war da natürlich noch ich. Ich frage mich, was wohl die anderen über Marko Turner sagen würden. Wahrscheinlich auch, dass ich eher ruhig bin. Und ein bisschen weich. Wenn der Arzt tot ist, werden sie ihre Meinung ändern.

## 5

18. April

Gestern konnte ich nichts aufschreiben. Es war zu gefährlich, hierherzukommen.

Ich habe den Arzt wiedergesehen. Als ich gestern Abend aufwachte, stand er direkt neben meinem Bett und kontrollierte meinen Puls. Am liebsten hätte ich laut losgeschrien und meine Hände um seinen Hals gelegt. Irgendwie habe ich es geschafft, mich zu beherrschen, und meine Augen dazu gebracht, sich nach kurzem flackerndem Blick wieder zu schließen. Und während ich langsam weiteratmete, versuchte ich verzweifelt, meinen rasenden Herzschlag zu beruhigen. Ich hörte, wie er ans Bettende trat und die Einträge auf meiner Krankenkarte überprüfte. Und die ganze Zeit spürte ich, wie blinder Hass in meiner Brust aufstieg und sich mit meiner Angst vermengte. Dann hörte ich, wie er aus dem Zimmer ging. Ich ging das Risiko ein und machte die Augen auf. Er stand immer noch draußen im Flur und sprach mit einer Schwester. Bestimmt über mich. Über meine Medikamente.

Das Mittel, von dem er denkt, dass ich es bekomme, muss sehr stark sein. Nach vier Tagen ohne Pillen kann ich immer noch nicht richtig klar denken. Manchmal sehe ich alles nur ver-

schwommen und ich kann nur ein paar Sätze schreiben, ehe die Wörter vor meinen Augen verschwimmen.

Bis jetzt haben mir drei verschiedene Schwestern meine Medikamente gebracht. Über zwei von ihnen mache ich mir überhaupt keine Gedanken. Sie haben es immer eilig und scheinen mich kaum zu beachten. Bei ihnen ist es leicht, die Pillen unter die Zunge zu schieben. Ich muss nicht einmal so tun, als würde ich sie hinunterschlucken. Die dritte heißt Margaret und bei Margaret muss ich aufpassen. Sie ist älter als die anderen, vielleicht so alt wie meine Mutter. Nachdem sie mir gestern Abend den kleinen Plastikbecher mit den drei klappernden Pillen in die Hand gedrückt hatte, ließ sie mich nicht aus den Augen. Ich sah weg und tat so, als hätte ich nichts bemerkt. Aber ich spürte noch immer ihren Blick auf mir. Sie wartete, bis ich ihr den leeren Becher zurückgegeben und das Glas Wasser komplett ausgetrunken hatte. Es ist, als wüsste sie Bescheid, sagte aber nichts, weil sie sich nicht verraten will. Genau wie ich.

Heute habe ich es wieder riskiert, hierherzukommen. Einen weiteren Tag, ohne zu schreiben, hätte ich nicht ausgehalten. Im Schwesternzimmer standen zwar zwei Pflegerinnen, aber sie waren in einen dicken Ordner vertieft. Ich schlich mit gesenktem Kopf vorüber und hoffte, dass sie mich nicht bemerkten. Sobald ich außer Sichtweite war, rannte ich los, damit ich sie, falls sie mir folgten, abhängen konnte. Ich beschloss, sicherheitshalber noch eine Weile zu warten, ehe ich das Notizbuch aus dem Versteck hervorholte. Vorsichtig zu sein ist mir in Fleisch und Blut übergegangen.

Als die Tür aufging, hatte ich schon halb damit gerechnet. Ich hatte versucht, die Tür abzuschließen, aber es gab keinen Schlüssel. Ich saß mit angezogenen Knien auf dem Klappstuhl und ver-

suchte, harmlos und verrückt auszusehen. Zum Glück war es nur Andrew, einer der Krankenpfleger. Wahrscheinlich waren die Schwestern zu beschäftigt und haben ihn geschickt. Ich habe keine Ahnung, wie er mich hier gefunden hat. Er ist einer von den Netteren hier, soweit ich das beurteilen kann. Er lächelt immer – ganz egal, ob er mit einem arroganten Arzt oder einem durchgeknallten Patienten spricht. Aber ich vertraue ihm trotzdem nicht. Ich vertraue niemandem, ehe ich meine Aufgabe nicht erledigt habe.

Als er mich anlächelte, lächelte ich zurück. Ich rührte mich nicht.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er. Ich antwortete nicht. Ich versuchte, ihn mit schierer Willenskraft dazu zu bringen, mich in Ruhe zu lassen und wieder zu verschwinden. Aber er musste zuerst eine Weile darüber nachdenken und sah mich lange an.

»Na schön. Dann ist das unser kleines Geheimnis«, flüsterte er schließlich. Ich musste mir auf die Zunge beißen, damit er mir nicht ansah, wie erleichtert ich war. Er machte die Tür wieder zu und ich stellte den Klappstuhl mit dem Rücken vor die Tür. Das war vor einer Dreiviertelstunde und bis jetzt ist immer noch keiner aufgetaucht. Also gehe ich davon aus, dass ich unbesorgt weiterschreiben kann.

## 6

Riversdale ist keine Stadt. Es ist nur ein Punkt auf der Landkarte, an dem die zerklüftete Ostküste einem winzigen Strand Platz gemacht hat. Ein paar Ferienhäuser scharen sich um den einzigen kleinen Laden, einen Campingplatz und einen Golfplatz. Von dort schlängelt sich eine sechzig Kilometer lange Straße bis nach Masterton. Die Straße führt durch eine karge Gegend, in der windstille Tage im Kalender angekreuzt werden. Schafland, das langsam in Kiefernwälder übergeht und so hügelig ist, dass sich die Gespräche abrupt ums Radfahren drehen, als wir durch die Busfenster nach draußen sahen.

Unsere Unterkünfte lagen etwa einen Kilometer vom Strand entfernt und waren ursprünglich für Schafscherer gebaut worden. Die kleinen Holzhütten standen im Halbkreis auf einer Wiese. Auf einer Seite befanden sich die Küche und zwei Außentoiletten. Es war alles ziemlich rustikal, aber laut Mr Camden »die luxuriöseste Unterkunft unserer Reise, also genießt es!« Und das taten wir. Wir legten uns in die Sonne, taten so, als wäre dies der Beginn schöner Ferien, und hofften, dass sich jemand anders freiwillig bereit erklären würde, sich ums Abendessen zu kümmern.

Wir waren die letzte Gruppe, die sich selbst organisierte. Es war der einzige Abend, an dem uns ein Backofen zur Verfügung stand, und wie alle anderen hatten wir uns für einfache Gerichte entschieden: zwei extragroße tiefgefrorene Pizzas, die irgendwo zwischen unserer Ausrüstung langsam auftauten.

»Was macht denn unser Abendessen?«, erkundigte sich Jonathan, als die anderen Gruppen nacheinander mit dampfenden Tellern aus der Küche auftauchten.

»Dafür bin ich nicht zuständig«, erwiderte Rebecca schnippisch.

»Hat ja auch keiner behauptet.«

Lisa lag mit dem Kopf auf dem Rucksack im Gras und stellte sich schlafend. Ich tat das Gleiche, obwohl ich einen Riesenhunger hatte. Ms Jenkins, die unsere Gruppe begleitete, war auch bei uns. Wir sollten sie ebenfalls mit Essen versorgen. Bestimmt wäre sie am liebsten aufgestanden und hätte sich selbst ums Essen gekümmert, aber das durfte sie nicht. Sie musste sich zurückhalten und durfte nur beobachten. Das waren die Regeln. Wir hatten uns im Bus über sie unterhalten, aber keiner von uns hatte sie jemals als Lehrerin gehabt. Sie kam frisch von der Uni, unterrichtete Naturwissenschaften und war noch ziemlich jung. Sie hatte schüchtern gewirkt, als sie sich in der Woche zuvor der Klasse vorgestellt hatte.

»Wenn du Hunger hast, dann kümmer dich doch ums Essen«, sagte Rebecca.

»Wer hat denn behauptet, dass ich Hunger habe?«, erwiderte Jonathan.

»Dann ist's ja gut. Ich hab auch keinen Hunger.«

»Ich glaube, Mr Camden will um acht Uhr unsere erste Gruppenbesprechung machen«, erinnerte uns Ms Jenkins. Keiner von uns reagierte. Nicht aus Unhöflichkeit, sondern weil keiner nach-

geben und für den Rest der Tour eine Rollenverteilung festschreiben wollte. Rebecca gab als Erste auf.

»Euch kann man alle vergessen!« Sie stand auf und wühlte demonstrativ in unseren Taschen. Nachdem sie die Pizzas gefunden hatte, stapfte sie wutentbrannt Richtung Küche. Als sie kurz darauf zurückkam, blickte sie uns auffordernd an. Wahrscheinlich wartete sie darauf, dass sich jemand bei ihr bedankte. Als keiner etwas sagte, sah sie verdammt sauer aus. Sie zog ein kleines Notizbuch aus ihrer Tasche und kritzelte wütend hinein. Jonathan hockte im Schneidersitz auf der Wiese und drehte sich eine Zigarette. Ms Jenkins saß mutterseelenallein an dem einzigen Picknicktisch in der Mitte der Wiese. Ich stellte mich wieder schlafend. Lisa war mittlerweile wohl wirklich eingeschlafen. Wir warteten.

»Was macht denn unsere Pizza?«, erkundigte sich Jonathan zwanzig Minuten später.

»Woher soll ich das wissen?«, antwortete Rebecca.

»Willst du nicht mal nachsehen?«

»Ich hab sie schon in den Ofen geschoben. Geh du doch nachsehen.«

»Wie lange ist das her?«, fragte ich Rebecca, als mir zu spät dämmerte, welches Spiel sie spielte. In diesem Moment machte jemand über uns ein Fenster auf und zwei verkohlte Scheiben landeten unter johlendem Gelächter aus der Küche qualmend im Gras.

»Scheiße!«, sagte Jonathan. »Du hast sie verbrennen lassen.«

»Wieso ich?« Rebecca schaffte es, zugleich empört und triumphierend zu klingen.

»Wer denn sonst?«, erwiderte Jonathan.

»Kann ich was dafür, wenn ihr zu faul seid, um eure fetten Ärsche hochzukriegen?«

»Dann musst du uns wohl was anderes kochen.«

»Koch du doch was.«

»Ich hab's dir doch schon gesagt. Ich hab keinen Hunger. Außerdem hab ich vorhin schon was von den Nudeln von Andrews Gruppe probiert.«

»Was ist eigentlich mit unseren zwei Schlafmützen hier?«, sagte Rebecca und deutete auf Lisa und mich. »Laut Plan sind wir nämlich eine Gruppe, falls ihr das vergessen habt.«

»Da hat sie allerdings recht«, gab Ms Jenkins zu bedenken. Das war mir so peinlich, dass ich mein Schweigen brach. Obwohl ich keine Lust hatte, bei Jonathans Spielchen mitzumachen.

»Wir haben noch Brot und Käse«, sagte ich. »Ich kann uns ein paar Sandwiches machen.«

»Es kann sprechen«, bemerkte Jonathan spöttisch.

»Ich helfe dir«, sagte Lisa verschlafen.

Dummerweise war es zu spät. Mr Camden hatte beschlossen, die Besprechung früher abzuhalten, und ließ uns nicht mehr in die Küche. So blieb uns nichts übrig, als unsere Brote unter den hämischen Blicken der anderen im Gemeinschaftsraum zu essen, in dem es nach leckerem warmem Essen duftete. Während sich alle anderen ausgelassen unterhielten, saßen wir im einzigen Winkel, in dem missmutiges Schweigen herrschte. Rebecca kochte vor Wut, versuchte jedoch, sich vor der Topgruppe nichts anmerken zu lassen. Und mit jeder Minute, in der Rebecca sich ärgerte, schien sich Jonathans Laune zu heben.

Mr Camden forderte uns auf, unsere Pläne für den nächsten Tag vorzustellen. Die erste Gruppe wollte früh aufbrechen, um gegen 14 Uhr am Ende der hundert Kilometer langen Tagesetappe anzukommen. Anschließend hatten sie noch genug Zeit, um nach Cone Hut zu wandern, bevor es dunkel wurde. Die rest-

lichen Gruppen hatten vor, etwas später aufzubrechen und lediglich die Fahrradetappe zurückzulegen.

Jede Gruppe bewohnte ihre eigene Hütte. Darauf hatte sich die restliche Klasse geeinigt. Einmal mehr wurde uns das Los der Übriggebliebenen zuteil. Obwohl wir es so lange wie möglich hinauszögerten, blieb uns irgendwann nichts anderes übrig, als uns in die kleine Unterkunft zurückzuziehen. In dem engen Raum war gerade genug Platz für zwei Etagenbetten und es gab nur ein Fenster, das fest verriegelt war. Als wir das Fenster mit vereinten Kräften endlich aufbekamen, schwirrte ein Mückenschwarm ins Zimmer und sorgte für eine neue Runde gegenseitiger Schuldzuweisungen. Eigentlich wäre das schon genug Ärger für die Nacht gewesen, doch Jonathan war unersättlich. Während wir anderen in unsere Betten krochen, beschloss er, in aller Ruhe in seinen Sachen herumzuwühlen. Er nahm seinen Rucksack, öffnete ihn und kippte den Inhalt auf dem Fußboden aus.

»Was machst du da?«, fragte Rebecca entnervt. Sie und ich hatten die oberen Betten belegt und von oben hatte sie die beste Aussicht auf den erbärmlichen Zustand seiner Ausrüstung.

»Umpacken.«

»Sieh dir mal diesen Haufen an. Willst du die Sachen etwa so mitnehmen?«

»Was geht dich das an?«

»Wo ist deine wasserdichte Gepäckhülle?«

»Brauch ich nicht.«

»Wart's ab, bis es regnet.«

»Ich hab genug Plastiktüten dabei.« Man hätte einen Dokumentarfilm darüber drehen können, wie gezielt er ihr auf die Nerven ging. Um ihn herum lagen mehrere in Plastiktüten ge-

wickelte, unförmige Päckchen. Seine Sachen waren genau so verpackt, wie man uns vorher ausdrücklich abgeraten hatte.

»Du weißt genau, dass das so nichts bringt«, sagte Rebecca.  
»Da läuft oben Wasser rein.«

»Na und? Ist nicht dein Problem«, erklärte Jonathan achselzuckend.

»Ich weigere mich, mit dir aufzubrechen, wenn du so schlecht vorbereitet bist.«

»Ist mir doch egal.«

Lisa und ich beobachteten die Szene schweigend.

»Verdammt noch mal, die reißen doch sofort!« Verzweifelt sprang Rebecca aus ihrem Bett, schnappte das nächstbeste Paket und schwang es durch die Luft. Es wäre eine sehr überzeugende Demonstration gewesen, wenn sie nicht ausgerechnet die Tüte mit Jonathans Unterwäsche erwischt hätte. Ein Paar knallgelbe Boxershorts mit Smiley landete auf ihrem Kopf und es war absolut unmöglich, nicht zu lachen. Genau in diesem Moment betrat Ms Jenkins den Raum.

»Weißt du, Rebecca, du solltest deine Sachen nicht in Plastiktüten verpacken. Die sind nicht wasserdicht.« Jetzt mussten wir erst recht lachen.

»Vielen Dank für den Hinweis. Das weiß ich auch«, erklärte Rebecca wutschnaubend und kletterte in ihr Bett zurück.

»Dann ist's ja gut. Hier, Jonathan, deine wasserdichte Gepäckhülle, nach der du gefragt hast.« Sie reichte ihm die orangefarbene Plastikhülle und ging zur Tür. »Dann bis morgen.«

»Du bist wirklich ein Arsch, Jonathan«, murmelte ich, als sie weg war.

»Danke, ich tue, was ich kann.«

Lisa schlug vor, noch einmal unseren Proviant zu überprüfen,

wie wir früher am Abend beschlossen hatten. Doch Rebecca hatte keine Lust mehr. Wahrscheinlich graute ihr schon vor Jonathans nächstem Einfall. Als ich mich an diesem Abend in meinen Schlafsack einwickelte, dachte ich bedrückt, dass die Tour nicht schlechter hätte beginnen können. Doch das war erst der Anfang.